



OLIVER
BECKER

Das
Geheimnis
der
Krähentochter

Weltbild

Das Geheimnis der Krähentochter

Krähentochter-Trilogie

- Band 1: Das Geheimnis der Krähentochter
- Band 2: Die Sehnsucht der Krähentochter
- Band 3: Die Entscheidung der Krähentochter

Über den Autor:

Oliver Becker, geboren 1969, wuchs in Blumberg/Schwarzwald auf und lebt heute in Frankfurt am Main, wo er für eine internationale Werbeagentur tätig ist. »Das Geheimnis der Krähentochter«, sein erster historischer Roman, ist für den Autor ein literarischer Ausflug in die dramatische Vergangenheit seiner südbadischen Heimat.

Oliver Becker

Das Geheimnis der Krähentochter

Historischer Roman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Gmeiner Verlag GmbH,

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Umschlaggestaltung: Alexandra Dohse, München, www.grafikkiosk.de

Umschlagmotiv: Artwork Alexandra Dohse unter Verwendung von Bildern von

Richard Jenkins, Shutterstock Images/© Simon Dux, mauritius images/

© robertharding und © PPP/Max Croy

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-96377-420-1

2023 2022 2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Per Lilia con amore.

KAPITEL 1

Die kalten Nebel des Todes

In dem kleinen abgelegenen Tal herrschte an diesem Morgen eine Stille, in der etwas Unwirkliches lag. Ein seltsamer Nebel zog in Fetzen zwischen den Rottannen hindurch, die vom gerade erst vergangenen Winter noch wie tot aus der kalten Erde ragten.

Bernina fielen diese Nebelschwaden sofort auf, als sie sich mit einem Korb auf ihren üblichen Weg zum Hühnerstall machte. Die junge Frau zog die Decke, die sie sich über die Schultern gelegt hatte, fester zusammen. Einen verwirrenden Moment lang war ihr, als versteckten sich irgendwo im fahlen Flackern des allmählich beginnenden Tages fremde Blicke, die sich auf ihre schlanke, hochgewachsene Gestalt legten.

Auch nach dem Einsammeln der Hühnereier, als Bernina von Neuem ins Freie trat und die Stalltür hinter sich schloss, wurde sie von einem merkwürdigen Gefühl erfasst. Die Ruhe erschien ihr anders als sonst, und die frische Luft, die in leichten Böen um ihren Körper strich, war wie mit Händen greifbar. Auf einmal erklang ein Geräusch. Bernina blieb stehen, hielt den Atem an. Ein Summen. Ein ganz leises Summen.

Eine Melodie, die Bernina fremd war. Von einer Stimme, die sie nicht kannte. Weder gehörte sie zu einer der Töchter aus der Familie des Petersthal-Hofes noch zu einer der Mägde. Behutsam stellte sie den Korb mit den Eiern zu ihren Füßen ab. Nichts war bedrohlich an dem Summen,

im Gegenteil, die Stimme hörte sich an wie die eines kleinen Kindes. Sanft flirrten die Töne in Berninas Ohren. Und dennoch spürte sie, wie ein eiskalter Schauer an ihrer Wirbelsäule entlangrieselte. Das Summen blieb, und Bernina konnte einfach nicht anders. Sie folgte seinem Klang, als besäße er etwas, dessen sie sich nicht erwehren konnte. Sie ging an einem kleinen Vorratsschuppen vorbei, der schon seit Langem nicht mehr gefüllt worden war. Der Krieg ließ keine Vorräte zu. Wieder wurde sich Bernina der huschenden Nebelfetzen bewusst, die sich näher an den Hof heranschoben, scheinbar wie um ihn einzukreisen. Einen Augenblick lang erstarb das Summen, sodass Bernina beinahe zu dem Schluss kam, sie wäre nichts als einer seltsamen unheimlichen Einbildung gefolgt. Doch rasch setzte die unbekannte Stimme wieder ein, und Bernina folgte ihr erneut.

Und dann weiteten sich ihre Augen vor Überraschung. Dort am Waldrand, wo der Frühling seine ersten zögerlichen grünen Spuren hinterlassen hatte, stand ein Mädchen. Tatsächlich, ein kleines Mädchen, höchstens drei oder vier Jahre alt. Bernina sah es nur von hinten, nur kurz, und schon war es irgendwo zwischen den Tannen, Kiefern und Buchen verschwunden, als würde es über die von der Nacht feuchten Grasflecken schweben. Trotzdem hatte Bernina einige Einzelheiten klar wahrgenommen: das glänzend blonde Haar, ähnlich ihrem eigenen, das weit über die zierlichen Schultern reichte, und vor allem das blaue Kleid, bei dem selbst auf die Entfernung zu erkennen war, aus welch edlem Stoff es gefertigt war, ein kleiner Traum aus seidigem Hellblau. Nie hatte irgendjemand in der Nähe des Petersthal-Hofes einen derartigen Stoff besessen.

»Wer bist du denn?«, hörte Bernina ihre eigene Stimme, ganz leise und zugleich voller Neugier. Sie tauchte ein in die Wand aus dunklen Bäumen, dort, wo sie das Mädchen gesehen hatte, bei dem ersten Gras des Jahres, in dem ein paar Buschwindröschen und Märzveilchen bereits versuchten, die letzten Reste des Winters zu vertreiben. Das Summen wieder im Ohr, lief Bernina weiter und noch ein Stück weiter. Hier drang die Luft gleich viel kühler durch ihr Kleid und die Decke, keine Spur mehr von Frühlingspflanzen. Die Sohlen ihres einfachen Schuhwerks knirschten in dem leicht mit Raureif überzogenen Waldboden. Die Bäume schienen sie regelrecht zu verschlucken. Tiefer in den Wald ging sie, Schritt für Schritt, ohne allerdings noch einmal einen Blick auf das Mädchen erhaschen zu können. Das Geräusch wurde leiser. Bernina schien es zu verlieren. Es klang auf einmal ganz entfernt, doch nur um gleich darauf wieder lauter zu ertönen. Wer konnte das Mädchen sein, weshalb mochte es sich in der Nähe des Hofes aufhalten? Offenbar allein, ausgerechnet an einem so frühen Morgen. Aber es waren nicht nur Verwunderung oder Neugier, die Bernina antrieben. Sondern etwas in ihrem Inneren, das sie nicht kannte, das sie weiterdrängte. Eine erdige, mit jungen Bäumen bewachsene und toten Zweigen übersäte Böschung türmte sich vor ihr auf. Das Summen wurde noch ein wenig lauter. Es schien sehr nahe zu sein.

Ganz unbewusst wurde Bernina plötzlich vorsichtiger. Sie zögerte kurz, schlich dann gebückt die Böschung hinauf. Oben angekommen spähte sie darüber hinweg, geradewegs in eine kleine natürliche Mulde, die sich anscheinend wie von selbst in den Waldboden gegraben hatte.

Darin hockte jemand. Das Summen schwebte noch in der Luft, doch war plötzlich vollkommen verändert. Die Stimme klang nicht mehr jung, sondern älter, wesentlich älter. Und die Melodie hatte rein gar nichts Angenehmes mehr. Bernina wusste auf einmal nicht, ob sie geträumt hatte oder nicht. So verschwindend kurz war der Blick gewesen, den sie auf das Mädchen hatte werfen können. War es Einbildung gewesen? Konnte das sein? Und was war mit diesem kaum zu erklärenden Gefühl, das sie in sich wahrgenommen zu haben glaubte. Alles nur Einbildung?

Denn in der Erdmulde saß nicht etwa das Mädchen in Hellblau, sondern niemand anders als die Frau, die in der Gegend nur die ›Krähenfrau‹ genannt wurde. Gehüllt in einen löchrigen Umhang hockte sie da, gab mit ihren rissigen Lippen Laute von sich, die nichts mehr mit einer schönen Kinderstimme zu tun hatten.

Über die Krähenfrau waren etliche Geschichten im Umlauf. Es hieß, sie sei verrückt, eine Hexe. Man lachte einerseits über sie, hatte aber auch Angst vor ihr. Offenbar trauten die Leute ihr magische Kräfte zu, denn ihr selbst gegenüber hielten sich alle mit Witzen oder Bösarbeiten zurück. Viele bekreuzigten sich, wenn sie ihr zufällig über den Weg liefen. Bernina betrachtete sie noch immer kniend vom Böschungsrand aus. Während sie bei anderen Abscheu auslöste und sich kein Mensch bei hellem Tage mit ihr abgab, hatte Bernina der alten Frau immer wieder gern einen Apfel oder ein Stück Brot zugesteckt. Zumindest als es ihnen allen auf dem Petersthal-Hof noch besser gegangen war. Und die Krähenfrau war ihr dankbar gewesen. Manchmal allerdings hatten ihre funkelnden Augen

mit einem äußerst sonderbaren Ausdruck auf Bernina gelegen, einem nicht zu deutenden Flackern, woran Bernina oft noch denken musste, wenn sie sich abends bereit machte für den Schlaf.

Von der Frau huschten Berninas Gedanken zurück zu dem Mädchen. War es tatsächlich nichts als eine Sinnestäuschung gewesen? War Bernina etwa einem Geist begegnet? Sie fühlte eine Gänsehaut, die nicht durch die Kälte des Waldes entstanden war.

Auf einmal verebbte das Gesumme in der Kehle der Krähenfrau. Sie drehte sich um, und wie schon so oft zuvor fing ihr Blick Bernina ein. Als hätte sie gewusst, dass diese in der Nähe war und sie beobachtete.

Sie sahen sich an, Bernina überrascht, die Krähenfrau offensichtlich alles andere als das. Ein Moment fast übermächtiger Ruhe entstand. Der ganze Schwarzwald wirkte wie erstarrt, die Welt schien stillzustehen.

Und plötzlich brach unbeschreiblicher Lärm los.

Bernina erzitterte und riss den Kopf zurück in die Richtung, aus der sie gekommen war. Erst jetzt wurde ihr bewusst, wie weit sie sich vom Petersthal-Hof entfernt hatte. Sie drehte sich um, ohne noch einen Blick für die Frau übrig zu haben, rannte los und verlor dabei die Decke um die Schultern.

»Bleib hier!«, vernahm sie in ihrem Rücken die Stimme der Alten, wie sie sie nie zuvor gehört hatte. Eindringlich und mit einer Schärfe, die gar nicht zu der Frau zu passen schien. Doch sie ließ sich nicht aufhalten.

Hufgetrappel und Gewieher von Pferden, Schreie, krachende Schüsse aus vielen Musketen. Der Lärm, der über

das Tal hereingebrochen war, wütete immer lauter, immer gewaltiger.

Bernina lief schneller durch den Wald, zwischen den dick wie Wolle wabernden Nebelschwaden hindurch, sie wich Bäumen aus, sprang über deren Wurzelstränge hinweg, bis die dunklen Stämme wieder die Sicht auf die Gebäude des Hofes freigaben. Hinter einigen noch winterlich nackten Johannisbeersträuchern sank sie auf die Knie. Was sich ihren Augen bot, war ein Bild des Grauens.

In all den vielen Jahren der Schlachten und Kämpfe war der versteckt in seinem Tal liegende Petersthal-Hof immer verschont worden, fast wie durch ein Wunder. An diesem Morgen jedoch zog der Krieg umso gewaltiger, wie ein Orkan, über den Hof und seine Bewohner hinweg. Wie gelähmt sah Bernina die Reiter, die auf ihren Pferden zwischen den Gebäuden hin und herpreschten, mit kalter Grausamkeit darauf bedacht, keinen der verzweifelt Fliehenden entkommen zu lassen. Aus Wänden und Dächern züngelten trotz der feuchten Luft bereits die ersten Flammen.

Sowohl die Mitglieder der Hoffamilie als auch die Bediensteten rannten barfuß und nur notdürftig bekleidet über die mit letzten Reifspuren bedeckte Erde, um im Wald Schutz zu suchen. Aber die wie aus dem Nichts aufgetauchte Übermacht ließ ihnen keine Chance.

Die Fremden sahen nicht anders aus als die unzähligen Söldner, die in verschiedenen Heeren und Kampfeinheiten die Länder verwüsteten. Sie trugen große Federhüte, schillernd bunte Hemden aus grobem Stoff und Bänder aus denselben Farben an Hosen und Strümpfen. Manche hatten als

Schutz einen Lederwams oder ein Kettenhemd übergeworfen. Auf ausgemergelten, wild umherhüpfenden Pferden sitzend, schlugen sie mit Kurzschwertern und Degen um sich. Einige hatten sich schon von ihren Tieren geschwungen und wüteten brüllend durch das große Haupthaus des Hofes. Einer der Knechte lag vor der Hütte, in dem die Bediensteten schliefen, wo auch Bernina vor Kurzem noch geschlummert hatte, und auf seiner nackten Brust breitete sich eine Lache roten Blutes aus. Noch mehr Menschen sanken zu Boden, von Schlägen, Klingen oder den inzwischen weniger werdenden Musketenschüssen getroffen. Sogar die Tiere wurden nicht verschont. Die Fremden stürmten in die Ställe, um Kühe und Kälber und Ziegen und die beiden Ackergäule zu töten.

Inmitten des furchtbaren Durcheinanders thronte ein Mann auf seinem Pferd – ein eigenartiges Bild stoischer Ruhe. Pechschwarz der hochbeinige Hengst, ebenso schwarz der lange Umhang und der breitkrepelige Hut des Mannes. Sein Gesicht war schmal, bleich die Haut seiner Wangen, und weiß, fast silbern hingen Strähnen wirren Haares bis zu seinen Schultern herab. Auch Kinn- und Schnurrbart waren von dieser Farbe. Kalt, unvorstellbar kalt, wie Eiskristalle, blickten seine Augen auf die Grausamkeiten, die sich um ihn herum abspielten. In seiner Hand lag ein Degen, der wohl der einzige war, von dessen Klinge kein Blut tropfte. Gebannt starrte Bernina ihn an. Dieses Gesicht, schoss es durch ihren Kopf, so muss der Teufel aussehen, der Teufel höchstpersönlich.

Voller Entsetzen verfolgte Berninas Blick, wie Hildegard an ihrem langen hellen Haar über den Boden auf den Platz

vor dem Hauptgebäude geschleift wurde. Aus Leibeskräften schrie sie um Hilfe, und die vertraute Stimme so zu hören, war wie ein Messerschnitt in Berninas Haut.

Hildegard war die Tochter des Petersthal-Bauern, und obwohl Bernina nur eine Magd war, waren die beiden seit ihren Kindertagen freundschaftlich verbunden. Der Söldner ließ von Hildegards Haar ab. Sie versuchte aufzustehen, doch der Mann stieß sie mit einem Lachen wieder zu Boden, um ihr im nächsten Augenblick das Hemd vom Leib zu reißen.

Als Bernina Hildegards Brüste schutzlos dem heller werdenden Tageslicht ausgesetzt sah und einen erneuten verzweifelten Schrei ihrer Freundin hörte, sprang sie auf.

Auch wenn es sinnlos war, auch wenn es sie ihr eigenes Leben kosten würde – sie musste Hildegard zu Hilfe eilen, sie musste einfach etwas tun.

Allerdings kam Bernina nicht weit. Plötzlich wurde sie von hinten gepackt. Zwei Hände umklammerten ihre Oberarme, hart wie Stahl. Bernina versuchte sich loszureißen, doch die Hände zogen sie nach hinten, weiter hinein in den Schutz der dunklen Bäume.

»Nein!«, rief sie. »Lass mich los!«

Und erst da bemerkte sie, wer sie so unbarmherzig ergriffen hatte. Die Krähenfrau. Funkelnd wie schon zuvor die kleinen Augen, die Bernina scheinbar ebenso fest umschlossen wie die Hände.

»Sei nicht töricht«, zischte die Frau. »Du bringst dich nur selbst um.«

»Lass mich los«, wiederholte Bernina voller Zorn. »Ich muss helfen.«

»Du musst gar nichts«, kam leise die Antwort.

Bernina wehrte sich, versuchte sich dem Griff zu entwinden, aber obwohl sie jünger war, schien die Krähenfrau über mehr Kraft zu verfügen – mehr als Bernina ihr jemals zugetraut hätte.

»Sei nicht töricht«, zischte die Frau von Neuem.

»Nicht! Lass mich endlich los. Ich muss ...«

Plötzlich wirbelte die Krähenfrau Bernina mit großem Schwung herum, und die junge Frau prallte mit voller Wucht gegen den Stamm einer Buche.

Vor Berninas Augen verschwamm alles. Der Lärm der Söldner, eben noch so nah, schien auf einmal weit weg zu sein. Benommen sank sie dem Boden entgegen. Sie roch die Erde des Waldes, die sich feucht und kalt an ihre Wangen drückte, die sie auf ihren Lippen schmeckte.

»Ich muss helfen«, wisperte sie mit so dünner Stimme, dass sie sie selbst beinahe nicht erkannte.

Bernina sah den Nebel, der ihr zuvor bereits bei ihrem ersten Schritt ins Freie aufgefallen war und der sich nun in Sekundenschnelle aufzulösen schien. Dann wurde es dunkel um sie.

* * *

»So hübsch ist sie geworden, so hübsch.«

Die Worte drangen wie durch eine Wolkenwand in ihr Bewusstsein, jede Silbe ein schwacher Laut, der leer um sie herumschwebte.

»So hübsch ihr Gesicht, so hübsch. Eine junge schöne Frau ist sie geworden. Und so nahe ist sie mir auf einmal.«

Der Geruch war es, den sie stärker wahrnehmen konnte. Ein modriger Geruch, der an Kräuter und Wolle erinnerte, an Holz und Feuerkohle. Doch wirklich einzuordnen war dieses Gemisch aus Aromen ebenso wenig wie die Stimme, die leise weitersprach, wie in einem Selbstgespräch.

»So lang und weich ihr Haar, weicher als Seide, ganz weich. So schön, von einer Farbe wie Honig. So schön, so schön.«

Erst die Berührung ließ Bernina wacher werden, brachte ihre Gedanken, ihre Erinnerung auf Trab. Für einen kurzen Moment sah sie wieder die Gestalt des Reiters in Schwarz, diese silbernen Haarsträhnen, die die bleichen, geradezu durchsichtigen Wangen berührten. Vor allem seine eiskalten Augen ließen sie nicht los.

Auf einmal war die Berührung noch viel deutlicher zu spüren, Finger, die durch ihr langes blondes Haar strichen, behutsam, immer und immer wieder.

Bernina riss die Augen auf, und sofort wurde die Hand weggezogen.

Rußig schwarze Balken, die die niedrige Decke bildeten. Ein kleiner Rauchabzug über einer von ebenso verrußten Steinen umkreisten Feuerstelle. Wände aus Holz, in die überall seltsame Zeichen geritzt waren. An Nägeln befestigt, hingen zwischen den Symbolen Stoffsäcke. Ein Regal, das mit allerlei Gegenständen vollgestellt war – Tontöpfe, Kupferbecher, grob geschnitzte Holzschalen.

Eine Fensteröffnung war mit Stoff verhängt, sodass das Tageslicht nur in dünnen Streifen rechts und links davon ins Innere dieser seltsamen Hütte dringen konnte.

Ausgestreckt lag Bernina da, flach auf dem Rücken, auf einer von muffigem Stroh gebildeten Schlafstelle, bedeckt von derbem Wollstoff. Kalt war ihr trotzdem, sehr kalt. Sie merkte, dass sie zitterte.

Im nächsten Moment löste sich ein Schatten rechts von ihr, in Richtung der kleinen schief im Rahmen hängenden Tür. Erneut spürte sie Blicke, diesmal jedoch nicht die des fremden Reiters, sondern aus winzigen dunklen Augen, die ihr Gesicht besorgt und argwöhnisch zugleich abtasteten.

Erschrocken versuchte Bernina sofort sich aufzurichten, aber eine kleine, von etlichen Schwielen übersäte Hand drückte sie mühelos nach unten.

»Liegen bleiben«, zischte eine Stimme.

Bernina gab nach, blickte nur verwundert in das Gesicht der Krähenfrau.

»Du bist noch schwach.«

Die Stimme der Krähenfrau verlor ihr Zischen, klang nun etwas freundlicher.

Bernina fühlte sich deswegen aber keineswegs sicherer.

»Ich möchte aufstehen«, bat sie schwach.

»Dein Schädel tut bestimmt noch ganz schön weh.«

Weiterhin ziemlich verwirrt stellte Bernina fest, dass die Frau recht hatte. Irgendwo in ihrem Kopf war ein schmerzhaftes Pochen, das sie zunächst gar nicht bemerkt hatte. Ihre Gedanken waren nach wie vor ein einziges Durcheinander.

Die Krähenfrau hielt ihr eine Holzschale an die Lippen, und der Geschmack der kalten Brühe, von der sie vorsichtig nippte, erschien ihr im ersten Augenblick schmackhafter als alles, was sie je in ihrem Leben gekostet hatte.

»Ich werde ein Feuer machen«, sagte die rätselhafte Frau. »Dann gibt es heiße Brühe. Viel, viel besser als die abgestandene. Aber ich wollte noch ein bisschen warten mit dem Feuer. Wer weiß, wie weit die Rauchschwaden zu sehen sind. Selbst im Wald. Man kann nie vorsichtig genug sein.«

Bernina blinzelte und löste die Schale aus der Hand der Frau, um sie selbst zu halten. Sie wollte etwas sagen, etwas fragen, doch dann waren die Worte einfach weg und sie nahm noch ein paar weitere Schlucke zu sich.

»Kein Wunder, dass du kraftlos bist«, murmelte die Krähenfrau.

Eine andere, diesmal kleinere Holzschale befand sich jetzt in ihren schwieligen Händen. Sie verzog den Mund, als versuche sie, ein Lächeln zustande zu bringen, und begann einen merkwürdigen Brei aus der Schale auf Berninas Stirn zu verteilen, dessen eigentümlicher Geruch sich gleich in der Hütte ausbreitete.

»Was tust du da?«

Bernina wollte sich dagegen wehren, aber eine plötzliche Schärfe in den Worten der Frau brachte sie zum Schweigen: »Stell dich nicht so an, du dummes Ding. Das ist Ringelblumensalbe. Ich habe sie eigenhändig zubereitet. Sie tut dir gut und sorgt dafür, dass die Schwellung rasch zurückgeht.«

»Schwellung?«, wiederholte Bernina matt. Allmählich kehrten die Erinnerungen an den frühen Morgen mit der unwirklichen Stille und jenen Nebelfetzen zurück. An den Moment, als sie den Korb mit Eiern auf dem Boden abstellte, um einem sonderbaren Summen auf den Grund zu gehen. Das kleine Mädchen. Erst jetzt fiel es ihr wieder ein.

Das Kind mit dem hellblauen Kleid, dem sie nachgelaufen war. Wie hatte es sich einfach in Luft auflösen können?

Verstört versuchte sich Bernina das Gesicht des Kindes ins Gedächtnis zu rufen, doch das war ihr nicht möglich. Weitere Erinnerungen kamen. Der Krach, die Schreie, die Mörder.

Hildegard!, durchzuckte es Bernina.

Vor ihrem geistigen Auge sah sie, wie ihre einzige Freundin an den eigenen Haaren wie ein Stück Vieh über die Erde geschleift wurde. Und schlagartig brannten die Bilder des Morgens ganz intensiv in ihr. Von Neuem versuchte sie aufzustehen, doch wie zuvor wurde sie scheinbar mühelos von der Krähenfrau daran gehindert.

»Ich muss zum Hof«, protestierte sie.

»Da gibt es sowieso nichts, was du tun könntest«, erwiderte die Frau mit einer Stimme, in der auf einmal eine schwelende Ruhe lag.

Alles in Bernina erstarrte. »Warum?«, hörte sie sich tonlos fragen.

»Vom Petersthal-Hof, wie du ihn kennst, ist nicht mehr viel übrig.«

»Aber ... Hildegard.«

»Tot«, entgegnete die Frau. Ihre Stimme war ebenso ruhig wie eben noch, das Funkeln in ihren Augen allerdings war einer düsteren Traurigkeit gewichen.

»Das darf nicht sein«, keuchte Bernina, die so schockiert war, dass sie noch nicht einmal weinen konnte. Alles kam ihr so merkwürdig vor, als geschehe es überhaupt nicht.

»Alle sind tot«, fuhr die Krähenfrau leise fort.

»Um Himmels willen ...«

»Und die Reiter sind längst wieder verschwunden. Das alles ist gestern passiert«, betonte sie.

»Gestern schon?« Völlig verblüfft starrte Bernina sie an.

»Ja, du hast lange geschlafen, einen Tag und eine Nacht. Ich habe dir einen Tee gegeben, der dir Ruhe schenkte, der dich müde machte.«

»Du hast mich betäubt?«, fragte Bernina mit plötzlicher, deutlich hörbarer Wut.

»Nicht betäubt«, versuchte die Frau sie sogleich zu beruhigen. »Wie gesagt, bloß ein wenig müde gemacht. Um dich vor dir selbst zu schützen. So schön hast du geschlafen, so schön geatmet. Nicht einmal das Prasseln des Regens hat dich geweckt.«

»Geregnet hat es?«, erwiderte Bernina. Sie war verwirrt, ihre Gedanken bildeten noch immer ein unentwirrbares Knäuel.

»Ja, fast den ganzen Nachmittag. So wurden die Feuer gelöscht. Die fremden Männer haben jedes Gebäude in Brand gesetzt, sogar den kleinen Hühnerstall und den leeren Vorratsschuppen. Nachdem sie gehaust haben wie die Boten des Satans.«

»So lange habe ich geschlafen?«

»Ja, mein Kind. Und ich habe in der Zwischenzeit die Leichen begraben. Jedenfalls die wenigen, die nicht in die Flammen geworfen wurden. Auch deine Hildegard habe ich unter die Erde gebracht.«

Noch immer fühlte Bernina keine Träne auf ihren Wangen. Ihre Augen waren ganz trocken. Sie starrte ins Nichts.

»Dein Kopf scheint sich gut erholt zu haben«, sprach die Krähenfrau weiter. »Zuerst befürchtete ich, ich wäre zu un-

vorsichtig mit dir umgesprungen und es könnte ein Knochen gebrochen sein. Zum Glück scheinst du einen Dick Schädel zu haben.« Wieder versuchte sie zu lächeln. »Aber was hast du dich auch gewehrt!«, schimpfte sie dann mit gespielter Strenge. »Hättest dich selbst ins Unglück gestürzt, nur um zu helfen, wo niemand mehr helfen konnte.«

Bernina hörte gar nicht richtig zu, jedes Wort prallte dumpf an ihr ab.

Die Welt war eine andere geworden. Urplötzlich, von einem Wimpernschlag auf den nächsten.

»Schlaf jetzt noch ein wenig«, drang von Ferne die Stimme der Krähenfrau zu ihr. »Der Schlaf hilft dir.«

»Ich will nicht schlafen«, antwortete Bernina, und sie fühlte die Müdigkeit wie einen schweren eisernen Klumpen in ihrem Inneren. »Ich ... will zum Hof. Ich ... muss zum Hof und ...«

Sie merkte nicht, wie ihr Kopf langsam zur Seite sank und sie erneut von tiefer Dunkelheit umhüllt wurde.

Als sie das nächste Mal erwachte, glaubte sie noch einen langen verwirrenden Moment, alles nur geträumt zu haben. Doch die Gerüche der Hütte und die neben ihr hockende Gestalt ließen keinen Zweifel daran, dass alles wirklich geschehen war.

»Wie geht es dir inzwischen?«, kam sofort die Frage der Krähenfrau.

»Ich weiß nicht recht«, erwiderte Bernina gedehnt. »Wie lange habe ich diesmal geschlafen?«

»Ein paar Stunden. Bald ist die Nacht da.«

Bernina stütze sich auf ihre Ellbogen. Ihr Blick kreiste durch die Hütte. Wieder fielen ihr die Symbole auf, die in

die Wände geritzt worden waren. Mittlerweile loderte ein kleines Feuerchen in dem Steinkreis, und der Rauch zog in dünnen Fäden aus dem Abzug nach draußen, dem bereits dunkler werdenden Himmel entgegen.

»Ich möchte aufstehen.«

Die Frau hob warnend die Hand. »Übereile nichts.«

»Aber ich kann nicht ewig hier liegen bleiben.«

»Dein Kopf schmerzt noch.« Es klang nicht wie eine Frage.

»Ja, das tut er«, gab Bernina widerwillig zu.

»Dir ist schwindelig.« Wiederum eine Frage, die keine war.

»Ja.«

»Dann lass dir Zeit, sammle Kraft. Es gibt sowieso nichts, was du jetzt tun könntest. Außer an dich zu denken und dich zu erholen.« Und mit seltsam verschwörerischem Unterton fügte sie hinzu: »Was immer in deinem Leben noch auf dich wartet, du wirst deine Kräfte nötig haben. Gerade du.«

»Wie meinst du das?«

Doch Bernina erhielt keine Antwort. Die Frau stand auf, schob ein rußgeschwärztes Gestänge über das Feuer und hing einen gusseisernen Topf daran auf. Bald stieg Dampf auf, und ein merkwürdiger Duft erfüllte den Raum.

Hier lebt sie also, dachte Bernina, die geheimnisvolle Krähenfrau. Die Einsiedlerin. Die Hexe.

Sie handelte auf den umliegenden Höfen und in einigen Dörfern mit Kräutern und Wurzeln – und gelegentlich auch mit ihren angeblich ganz besonderen Heilkräften. Zwar hätte niemand zugegeben, sich von ihr behandeln zu lassen, doch bei stärkeren Erkältungen, Fieberanfällen

und der Beulenpest sprachen sie gerade die ärmeren Leute häufig an, betont unauffällig. Und vor allem bei Geschlechtskrankheiten, denn die Krähenfrau war bekannt für ihre Verschwiegenheit.

Das war auch wichtig für sie. Wenn ihre angeblichen Heilkräfte sich zu weit herumsprachen, konnte es ungemütlich für sie werden. Erst vor einem halben Jahr wurden zwei Frauen aus der Nähe von Freiburg mit dem Verdacht auf Hexerei eingesperrt. Für eine ganze Weile sah man keine von ihnen wieder. Bis zu jenem Tag, als die beiden Scheiterhaufen errichtet wurden.

Bernina blickte sich noch immer argwöhnisch in der Hütte um. Sie ging davon aus, dass niemand außer ihr je hier gewesen war. Wenn die Leute die Frau um Hilfe baten, mussten sie für gewöhnlich darauf warten, bis sie auf den Marktplätzen der Dörfer oder von sich aus auf einem Hof auftauchte. Nur bei diesen Gelegenheiten konnten sie sie um Rat ersuchen.

Bernina ertappte sich dabei, wie ihre Augen über die mit dunklen, geflickten Umhängen bekleidete Krähenfrau glitten. Es war komisch. Bernina hatte sie immer als Kuriosum betrachtet, als eine sonderbare Figur, die anderen Leuten eine Gänsehaut bescherte, bei ihr selbst jedoch eher Mitleid hervorrief. Jetzt und hier dachte sie auf einmal anders.

Beim Anblick der Frau, die zwei Schalen für das Essen vorbereitete, in ihrem Topf rührte und eine Handvoll Kräuter rieb, um sie in die Suppe zu geben, wurde Bernina erst richtig bewusst, dass die Heilerin aus Fleisch und Blut war wie jeder andere Mensch auch. Dass sie Gefühle und Ängste haben musste.

Und auch etwas anderes wurde ihr bewusst.

»Du hast mir das Leben gerettet«, sagte Bernina leise in die Stille der Hütte hinein. »Hättest du mich nicht aufgehalten, wäre ich in mein Verderben gerannt. Ich hätte versucht zu helfen, dabei wäre es sinnlos gewesen. Aber ich konnte gar nicht anders. Ich dachte nicht nach, ich sah nur, was geschah, und konnte es nicht begreifen, wollte es einfach nicht geschehen lassen, ohne etwas dagegen zu tun.«

»Es freut mich, dass du ein gutes Herz hast. Doch vergiss darüber nie, deinen Verstand zu gebrauchen.«

»Ich weiß, dass das Unsinn war. Aber ...«

Die Frau rührte weiter in ihrem Topf herum und zeigte ein kurzes Lächeln. »Versuch nicht mehr daran zu denken. Du wirst leider noch oft genug davon träumen.«

Nicht ohne Schuldbewusstsein bemerkte Bernina: »Auf jeden Fall hätte ich mich längst bei dir bedanken sollen. Es tut mir leid, dass ich noch kein Wort darüber verloren habe. Danke, dass du da warst. Danke, dass ich heute noch am Leben bin.«

»Ja, ich war da.« Ein erneutes Lächeln, bei dem die Frau Bernina nicht in die Augen blickte. »Sprechen wir einfach nicht mehr davon.«

Bevor Bernina noch einmal etwas erwidern konnte, fing die Frau an zu singen, stieß ein paar verhaltene kehlige Laute aus, ohne dass so etwas wie eine Melodie entstanden wäre.

Zum ersten Mal dachte Bernina mit klarem Kopf an das Mädchen mit dem hellblauen Kleid, an dessen sanftes Summen. In gewissem Sinne war die Kleine ja ebenso für ihre Rettung verantwortlich wie die Krähenfrau. Denn ohne das

Mädchen hätte Bernina wohl gar nicht den Hof verlassen, um in den Wald zu gehen.

»Das kleine Mädchen«, sagte sie nach einer Weile mit unsicherer Stimme zur Krähenfrau, die gleich noch beschäftigter mit ihrem Topf tat und nichts darauf entgegnete.

»Das kleine Mädchen«, wiederholte Bernina immer noch unsicher, aber etwas lauter. »Hast du es auch bemerkt?«

»Was für ein Mädchen?«, fragte die Frau, ohne aufzusehen.

»Ein Kind in einem wunderschönen Kleid.«

»Ich weiß wirklich nicht, wovon du sprichst.«

»Aber ich habe die Kleine gesehen. Sie hat ein Lied gesungen. Oder zumindest gesummt. Du hast sie doch bestimmt auch gesehen, wenn du so nahe beim Hof warst. Oder diese zarte Stimme gehört.«

»Da war niemand«, beschied die Frau knapp.

»Ich bin sicher, da war jemand.« Obwohl Bernina auf einmal alles andere als sicher war. Ganz kurz nur hatte sie einen Blick auf das Mädchen werfen können. Sehr kurz. Zu kurz?

Hatte sie sich einfach geirrt? Der Gedanke an das Kind löste einen merkwürdigen Schauer auf ihrer Haut aus, und sie hielt es für besser, das Thema einfach zu beenden und sich davon vorerst nicht mehr verrückt machen zu lassen.

»Was kochst du?«, wollte sie deshalb von der Krähenfrau wissen, wohl einfach nur um etwas Sachliches anzusprechen.

»Eine Suppe aus Wurzeln. Sie wird dir vielleicht nicht schmecken, aber gewiss sehr wohltun.«

»Du bist so gut zu mir. Und so großzügig.«

»Ach was, das ist doch gar nichts.«

»Und ich weiß nicht einmal, wie ich dich ansprechen soll. Dein Name – ich kenne ihn nicht. Ich glaube, niemand kennt ihn.«

Die Frau sah auf, irgendwie verduzt, als wäre sie so lange nicht mehr mit ihrem Namen angesprochen worden, dass sie ihn selbst vergessen hatte.

»Nenn mich einfach Cornix.«

»Cornix? Das ist doch kein Name, oder?«

Ein komisches, fast schüchternes Lachen. »Nein, das ist ein lateinisches Wort für Krähe.«

Nun war die Reihe an Bernina, verduzt zu sein. Eine von allen verlachte und gleichzeitig gefürchtete Frau, die allein in einer Waldhütte lebte, sprach Latein?

»Wie kommt es, dass du diese Sprache kennst?«

»Ach ...« Eine wegwerfende Handbewegung. »Bloß ein paar einfache Brocken.«

Bernina betrachtete sie mit offener Neugier. »Mir kommt es auf einmal so vor, als wüsstest du noch viel mehr als lateinische Wörter.«

»Ich bin die Krähenfrau, lassen wir's dabei.«

»Ja, das habe ich mich auch immer schon gefragt. Wieso Krähenfrau?« Der Name war ihr bereits so lange ein Begriff, dass sie niemanden jemals nach seinem Ursprung gefragt hatte.

»Einfach so«, wick die Frau aus.

»Weil du Krähen magst? Oder weil du Angst vor ihnen hast?«

Ein kurzes Auflachen. »Also, du stellst so viele Fragen, dass es mir fast lieber wäre, du würdest wieder schlafen.«

»Verzeih. Ich wollte nicht aufdringlich sein. Aber ich dachte, ich kann dich doch nicht Krähenfrau oder Cornix nennen.«

»Warum denn nicht? Ich mag Cornix sehr gern. Ein schönes Wort.«

Zum ersten Mal, seit Bernina am Morgen des Vortags von diesem schönen Summen überrascht worden war, konnte sie wieder lächeln. »Also gut, dann eben Cornix.«

»Genug geplaudert. Jetzt gibt es etwas zu essen.«

Die Krähenfrau hatte recht gehabt. Die Suppe schmeckte schauerhaft, und dennoch fühlte Bernina, wie die heiße, sämige Flüssigkeit ihr neue Kraft verlieh.

Nach dem Essen reichte die Frau, die Cornix genannt werden wollte, noch einen Tee, der Bernina mit Hitze durchfuhr. Die Kopfschmerzen ließen nach, und sie spürte, wie sich überall an ihrem Körper Schweiß bildete. Sie sank zurück auf ihr Lager aus Stroh und sah zu, wie Cornix sich mit geübten Händen aus einigen löchrigen Decken eine zweite Schlafstelle richtete.

»Ich habe dir also auch dein Bett weggenommen«, sagte Bernina.

»Du hast mir überhaupt nichts weggenommen.«

»Ich bin müde. Aber das Pochen in meinem Kopf ist weg. Jedenfalls fast.«

Mit geschlossenen Augen lag Bernina da. Bewegungslos ließ sie sich die Schwellung an ihrem Kopf erneut mit der Salbe bestreichen.

»Es sieht gut aus«, flüsterte die Krähenfrau. »Gestern dachte ich noch, das Ei auf deinem Schädel würde zerplatzen und du könntest mir verbluten.«

»Danke«, sage Bernina. »Danke für alles.«

»Danke den Geistern, wenn sie dich schlafen lassen und dir keine Albträume schicken.«

Damit zog Cornix sich zurück auf ihr zuvor errichtetes Lager.

Das Feuer war beinahe heruntergebrannt, aber es spendete gerade noch so viel Licht, dass Bernina aus den Augenwinkeln beobachten konnte, wie die Frau sich die zwei obersten Schichten ihrer geflickten Wollstoffe vom Oberkörper streifte und dann auch das tief ins Gesicht gezogene Kopftuch ablegte.

Überrascht stellte Bernina fest, dass Haar von einem fast farblosen Blond zum Vorschein kam, als hätte es seit vielen Jahren kein Sonnenlicht mehr gesehen. Was womöglich auch der Fall war. Es war sehr lang und zu einem Zopf geflochten, der kreisförmig über dem Hinterkopf lag. Fast erinnerte es Bernina ein wenig an ihr eigenes Haar, nur dass das eben in diesem vollen Honigton schimmerte, um den Hildegard sie immer so beneidet hatte.

Von der Seite erspähte Bernina auch die Züge der Frau, die mit einem Mal ganz anders wirkte. Das Kopftuch schien nicht nur Haupt und Haar zu schützen, sondern auch viel von ihrem Wesen zu verstecken. Es war, als hätte sie sich eine Maske vom Gesicht gezogen. Anders sah sie aus, vollkommen verändert, nicht mehr wie eine Hexe, die den Vollmond anbetete und seltsame Pasten mischte. Wieder wurde sich Bernina der simplen Tatsache bewusst, dass die Krähenfrau ein ganz normaler Mensch war. Ein Mensch, der eine Geschichte haben musste wie jeder andere auch. Wie mochte sie zu der Frau geworden sein,

die in der gesamten Gegend bloß als Krähenfrau bekannt war?

Mit diesen Gedanken verfolgte Bernina noch, wie Cornix sich unter einer Decke zusammenrollte, dann schloss sie ihre Augen. Die Kopfschmerzen hatten tatsächlich nachgelassen. Dennoch war irgendwo in ihr ein beständiges Klopfen, das aus einer einfachen Frage bestand: Was jetzt? Was sollte sie mit sich anfangen?

Allein, plötzlich war sie ganz allein, und die Nacht, die sich begleitet von einem gespenstischen Knistern des Waldes über die Hütte senkte, machte ihr nur zu deutlich bewusst, dass da draußen ein anderes Leben auf sie wartete als bisher.

Morgen würde sie sich von ihrer Retterin nicht mehr zurückhalten lassen, das nahm Bernina sich fest vor, während sie noch einmal die Augen aufschlug, um ins endgültig erlöschende Feuer zu blicken. Morgen würde sie ganz früh aufstehen und diesem neuen Leben entgegentreten.

* * *

Die Luft bestand aus Asche und Regen, aus Blut und Tod. Selbst jetzt noch, zwei volle Tage nach den schrecklichen Ereignissen, die urplötzlich über das einsame Tal hereingebrochen waren.

Alles war noch fühlbar, wie mit den Händen zu ertasten, der Pulverdunst und die Angstschreie, der starke Geruch der Pferde und das Wüten der Flammen. Ruhe hatte sich über die Ruinen des Hofes gebreitet. Aber es war eine andere Stille als die vor zwei Tagen. Sie war nicht Unheil verkündend,

kroch nicht unter die Haut, sie drückte nur aus, dass hier etwas zu Ende gegangen war, das nie wieder zum Leben erweckt werden konnte. Auch von den Nebelfetzen, die etwas Unheimliches ausgestrahlt hatten, war nichts mehr zu entdecken.

In der Kühle des Morgens steckte noch die kalte Jahreszeit, es gab allerdings schon Flecken satten Grüns zu sehen, auch neue Buschwindröschen und Märzveilchen. Der Frühling würde kommen, wie er sich jedes Jahr ankündigte, und doch war alles anders als zuvor.

Ganz langsam und noch geschwächt ging Bernina zwischen den Gebäuden hin und her. Die Krähenfrau war zu einem kurzen Abstecher in den Wald aufgebrochen, um bestimmte Wurzeln auszugraben, die für eine Suppe fehlten. Bernina hatte den Moment genutzt und zum ersten Mal die Hütte verlassen. Behutsam setzte sie Schritt für Schritt, als könnte jedes noch so geringe Geräusch die Stille einstürzen und von Neuem die Gewalt aufleben lassen.

Von den Schuppen, Ställen und den Unterkünften der Bediensteten war so gut wie nichts übrig geblieben. Grauschwarz, zunächst von großer Hitze, dann von Regenwasser vollgesogen, lagen die Trümmer aus verbranntem Holz vor ihr, und Bernina vermochte sich kaum vorzustellen, dass das alles sein konnte, was von ihrem gesamten bisherigen Leben noch sichtbar war.

Einen furchtbaren Moment lang dachte sie, es wäre besser gewesen, die Krähenfrau hätte sie nicht aufgehalten und sie wäre in dieser Hölle gestorben. Gemeinsam mit den Menschen, mit denen sie ihr Leben geteilt hatte. Seit Bernina zurückdenken konnte, gehörte sie zu diesem Hof.

Ihre Eltern hatte sie nie kennengelernt. Als kleines Waisemädchen, höchstens drei oder vier Jahre alt, war sie in Begleitung einer Wandermagd auf den Hof gekommen – und von Beginn an mit ihm verwachsen.

Die Magd war bald darauf gestorben. Bernina jedoch, dieses hübsche fröhliche Kind, das sollte bleiben. So war es zumindest der Wunsch der Hofbesitzer, die Bernina rasch ins Herz geschlossen hatten. Diese abgelegene Talsenke wurde zu ihrer Welt. Abgesehen von Abstechern ins nächste Dorf, wo sie den anderen Bediensteten dabei half, Äpfel, Gurken, Rüben, Hühnereier und auch einige der Hühner selbst zu verkaufen oder gegen anderes Gut einzutauschen, kam Bernina nie über die engen Grenzen des Tals hinaus.

Grund und Boden, einfach alles hier, von der kleinsten Maus bis zum größten Ackergaul, gehörten Wolfram Vogt, einem hart arbeitenden Mann, der zu den wohlhabenderen Bauern im Umkreis zählte. Das blieb auch dann der Fall, als die Wirren des Krieges sich bis in die letzten Winkel des Schwarzwaldes erstreckten. Während Siedlungen und viele Gehöfte ausgeplündert wurden, manche sogar mehrfach, von immer wieder anderen Armeen, schien ein Schutzengel seine Hände über den Petersthal-Hof und seinen Besitzer zu halten. Bis zu jenem Tag, als die Reiter kamen.

Noch immer fühlte Bernina sich wie benommen, als sie unverändert langsam auf das Hauptgebäude des Hofes zuing, das einzige aus Stein errichtete und damit auch das einzige, das noch halbwegs unversehrt war und dem Feuer standgehalten hatte.

Nicht nur Wolfram Vogt hatte Bernina ins Herz geschlossen. Seine ganze Familie, neben seiner Frau auch die

vier Kinder, mochten das hübsche Mädchen. Besonders mit Hildegard, Vogts zweitjüngster Tochter, die in Berninas Alter war, verstand sie sich prächtig. Sie wuchs nicht auf wie ein Familienmitglied, schlief auch jede Nacht in dem zugigen Holzschuppen für die Knechte und Mägde, und doch war sie mehr als nur eine Hilfskraft. Bernina lernte nähen und stopfen, Hühner rupfen, sie half bei der Ernte, beim Heueinholen, sie übte sich im Kochen und Backen, immer zusammen mit Hildegard.

Jetzt war Bernina 20 Jahre alt – und Hildegard war tot. Tot wie der Rest ihrer Familie, wie die übrigen Knechte und Mägde. Umgebracht und dann ins Feuer geworfen oder von der Krähenfrau begraben, ohne ein Gebet, ohne Andacht. Wie verendetes Vieh.

Noch immer war das Geschehene zu mächtig für Bernina, ragte vor ihr auf wie ein Bergmassiv. Voller Ehrfurcht betrat sie das Hauptgebäude, in dem die Familie Vogt gewohnt hatte. Trotz des Brandes, trotz der Regengüsse, die durch das von Flammen beschädigte Dach ins Innere gedrungen waren, nahm Bernina vertraute Gerüche wahr. Düfte, die sich offenbar auf ewig hier festgesetzt hatten. Sie roch das Kirschbaumholz der mit Äxten malträtierten Küchenbänke, sie roch die geräucherten Würste, die früher am Küchendurchgang hingen, das Brot, das gebacken worden war, sie roch die Menschen, zu denen sie gehört hatte, den Pfeifenqualm Wolfram Vogts, das frisch gewaschene Haar Hildegards.

Erst jetzt und hier kamen die ersten Tränen. Sie rannen einzeln an ihren Wangen hinab, während Bernina mit fassungslosen Augen all das betrachtete, was verloren war.